

Klaus Giel

Feste feiern*

I. Zum Stiftungsfest

Feste soll man feiern, wie sie fallen; Jubiläen haben ihre festgelegte Zeit im Kalender. Jubeljahre und Jahrestage unterliegen der Ordnung der kalendarisch vermessenen Zeit, deren Einheit das Jahr ist.

Das Wort Jubiläum, wie wir es kennen und gebrauchen, ist, etymologisch gesehen, ein Zwitter, eine Kreuzung von zwei Bedeutungen: *jubilus* (*jubilum*) und *jubilaeus*. Das Substantiv *jubilus* ist wahrscheinlich die latinisierte Form einer deutschen Form, auf die unser *jauchzen*, vulgo: *juchzen*, zurückgeht. *Jubilus* steht ursprünglich für das jauchzende Geschrei der Hirten und Soldaten. In der Bedeutung des wortlosen, langgezogenen musikalischen Frohlockens am Ende eines Kirchengesangs wurde des *jubilum* in die Kirchensprache übernommen. *Jubilaeus* hieß dagegen „*possessio seu praescriptio 50 annorum*“. Ein *jubilarius* war ein *homo grandaevis* oder jemand, der eine gewisse, nicht zu kurze Zeit, ein Amt innehat.

Jubilus und *Jubilaeus* wurden bereits im Mittelalter aus recht durchsichtigen, aber plausiblen Gründen zu unserem Jubiläum zusammengezogen und in den Verbindungen *jubileus annus*, *annus requietionis*, *gaudii*, *leticie*, *remissionis* etc. gebraucht. Auf die durchsichtig-einleuchtenden Hintergründe dieser Bedeutungsverschmelzung, werde ich gleich zu sprechen kommen.

Zunächst gilt es festzustellen, daß es vollkommen unklar ist, und also offenbleiben muß, ob wir heute ein Jubiläum oder – aus relativ zufälligem Anlaß – nur eben ein Fest feiern. Man kann sich nämlich darüber streiten, ob wir das 74. oder 75. Jahr der Gründung unserer Verbindung begehen. Jubiläen waren im Mittelalter 50- oder 100-Jahrfeiern. Nun hatte allerdings schon der mittelalterliche Chronist beobachtet, daß sich die Jubiläumsfristen immer mehr verkürzen. Zur Erklärung dieser Erscheinung hatte man das Argument parat, daß die Lebenserwartungen immer kürzer werden, weil, wie Papst Innozenz III (1198 – 1216) in seinem einflußreichen Werk „*De miseria condicionis humane*“ mit Berufung auf die Schrift ausgeführt hatte, die Sünden der Menschen ihre Lebenszeit verkürzen, in zunehmendem Maße, denn, so wörtlich, „lesen wir nicht in der Bibel, daß die Urväter 100 und 120 Jahre alt geworden sind?“. Demnach müßte unsere, der hier Versammelten, Sündenlast schon erheblich sein, und ebenso die Angst vor der sündenbedingten Verkürzung der Lebenserwartung, wenn wir einen 74. Gründungstag zu feiern uns anschicken.

Trösten wir uns indes in und mit mittelalterlicher Dialektik: Gewiß, bedenkt man die Last unseres sündenbeladenen Lebens, lassen sich schwerlich Gründe für ein ausgelassenes Geschrei, sonst auch jubilieren genannt, finden. Die geistlichen Vertreter von der strengeren Observanz hätten dem mittelalterlichen Menschen am liebsten noch das Lachen verboten. Der „Name der Rose“ ist in dieser Hinsicht durchaus authentisch. Gleichzeitig wurden in keiner Periode unserer Geschichte so viele Feste gefeiert wie gerade im Mittelalter; und auch damals waren die Feste – alles andere als sauertöpfisch – Anlaß zu freudigem Frohlocken, das sich zu ungebärdigem Juchzen steigern konnte. Ein Widerspruch schlechthin? doch gemacht: Die mittelalterliche Dialektik wurde auch damit fertig. Natürlich hat der Mensch nichts zu lachen und festlich zu begehen. Nun sind aber Jubiläen, Jubelfeiern Anlässe zur Sündenvergebung und zum Schuldenerlaß. Als solche sind die Jubiläen immer auch und zugleich Feiertage, an denen

* Rede anläßlich eines Stiftungsfests in Ulm.

man von den „normalen“ alltäglichen Lasten, zu denen ja auch die Pflichten gehören, entbunden wird, und also mit gutem Gewissen Feierschichten fahren darf. Sünden- und Schuldenerlaß und das Enthobensein von den Bürden des Alltags: – sind das denn nicht hinreichende Gründe zum Jubilieren?!

Von Sünden und Schuld und von Vergebung zu reden, ist heute aus der Mode gekommen. Es steht uns aber dennoch wohl an, Rechenschaft abzulegen über die Existenz unserer Verbindung und eine geschichtliche Bilanz zu ziehen, die das Unterlassene und Verfehlete nicht verschweigt.

II. Zur Geschichte der Jubelfeste

Die mittelalterliche Kirche hatte gute Gründe, dem in den Jubelfesten freigelassenen Jubilieren zu mißtrauen. Nur all zu leicht konnte selbst noch das Gotteslob umschlagen in ein höchst profanes Juchzen, in dem die Lüste des Bauches die Sorge um das Heil der Seele vergessen ließen: „*voluptatis avidus magis quam salutis*“. Den Teufel spürt das Völkchen nie, und das Hallelujah wird nur all zu leicht vom uralt-archaischen Evoe übertönt.

Die Aufklärung hat dem Fest einen neuen Sinn gegeben und das Jubilieren – ohne Hallelujah und Evoe – als Ausdruck einer reinen, aber diesseitigen Daseinsfreude nobilitiert. Das Fest erhielt jetzt eine eminent politische Bedeutung und in dem von den Alltagsorgen befreiten Jubel erkannte man eine gewisse emanzipatorische, gegen Obrigkeit und Despotie gerichtete Potenz. Es war ganz besonders Rousseau, der im festlichen Jauchzen des Volkes die Aufmüpfigkeit gegen die Obrigkeit zu vernehmen glaubte. In seiner „Lettre à Mr. d’Alembert sur les spectacles“ (1758) wendet er sich indirekt gegen Voltaire, der in Genf ein Theater gründen wollte, was auf den heftigen Widerstand des calvinistischen Konsistoriums gestoßen war. D’Alembert hat Voltaire verteidigt und damit den Zorn Rousseaus heraufbeschworen. Das Theater, eifert Rousseau, sei eine Stätte, in dem das *ancien régime* seine Laster kultiviere. Dagegen feiere in den Festen das Volk sich selber. In den Festen findet der Gemeingeist, die die Individuen verbindende, alle durchwaltende Kraft des Gemeinwillens seinen Ausdruck. Nur darauf, auf den im Fest zur greifbaren Realität gewordenen, die Einzelnen über den Tag hinaus verbindenden Gemeinwillen lasse sich ein sittliches Gemeinwesen aufbauen, in dem niemand niemands Knecht ist. In der Französischen Revolution ist das festliche Jubiläum zu einem Politikum erster Ordnung avanciert. Die Jubelfeste sind Anlässe, bei denen gerade die, hinsichtlich ihrer Integriertheit, äußerst labilen und permanent gefährdeten demokratischen Gesellschaften sich ihres Willens zur Einheit vergewissern. Das Fest erhebt den sonst latenten Gemeinwillen zu einer erlebbaren Realität, in deren Mächtigkeit sich jeder einzelne stark fühlen darf. Der Spruch „Einigkeit macht stark“ ist nur so lange keine hohle Phrase, wie es uns gelingt, Feste zu feiern. Wie auch ganz allgemein zu gelten scheint, daß die Gefahr für ein Gemeinwesen in dem Maße wächst, in dem es verlernt, seine Jubiläen festlich zu begehen.

Man mag einwenden, das ist ja alles sehr gut und schön und klingt wohl auch einigermaßen plausibel; nur: wurden die Feste nicht auch politisch korrumpiert und zu keineswegs edlen Zwecken mißbraucht. Während und nach dem Zweiten Weltkrieg war uns nicht mehr nach Feste-Feiern zumute, die politischen Feste zumal waren uns suspekt geworden.

Es war dann der katholische Philosoph Josef Pieper, der 1963 die religiöse und politische Dimension des Festes neu entdeckte. Er preist das Fest als das freudige Einverständnis des Menschen mit der Schöpfung, als die unbedingte Bejahung, aus der dann auch die Kraft zum Bestehen der Widrigkeiten des Lebens fließt. Piepers „Theorie des Festes“ ist keineswegs Ausdruck einer blauäugigen Naivität, die wir uns in unserer Zeit und in der Welt von heute nicht mehr ungestraft leisten dürfen. Pieper erinnert vielmehr an die Dialektik des Festes: Die anar-

chischen Züge, die unauflösbar mit dem Fest verbunden sind, machen immer auch den Blick frei für die in ihrem Ursprung „gute“ Ordnung mit ihrer erneuernden Kraft. Der Geist des Festes ist der Geist der Erneuerung: Darin sind die politischen und religiösen Motive des Festes miteinander verschlungen.

So möge auch unser Stiftungsfest im Zeichen der Erneuerung unseres Bundes stehen.